

Ein Mond in einem anderen Sonnensystem?

Hinweise auf einen Exomond wurden durch Twitter schneller publik, als die Forscher wollten.

VON THOMAS KRAMAR

Es ist erst 22 Jahre her, dass der erste Planet eines anderen Sterns als der Sonne nachgewiesen wurde, und heute kennen wir – Stand vom 1. Juli 2017 – 3621 Exoplaneten, die Entdeckung eines neuen ist uns höchstens dann eine größere Meldung wert, wenn die Astrophysiker erklären, dass er der Erde ähnele. Man kann gut sagen: Es ist der Normalfall, dass ein Stern von Planeten umrundet wird.

Um sechs der acht Planeten unseres Sonnensystems bewegen sich Monde (nur Merkur und Venus sind satellitenfrei). Also liegt der Verdacht nahe, dass viele, wenn nicht die meisten Exoplaneten ebenfalls Monde haben. Von Exomonden sprechen die einschlägigen Astronomen – und wissen, dass solche nur schwer zu detektieren sind. Entsprechend vorsichtig sind sie. „Ich habe schon Monde verdampfen gesehen“, sagt David Kipping von der Columbia University in New York.

So wollte er auch (noch) nicht publizieren, was sein Team und das in der Suche nach Exoplaneten aktive Weltraumteleskop der Nasa an einem Exoplaneten gefunden haben: an Kepler-1625b, einem Planeten des ungefähr 4000 Lichtjahre entfernten Sterns Kepler-1625, der ungefähr so schwer ist wie die Sonne. Aus den ungleichförmigen Schwankungen in der Helligkeit dieses Sterns könnte man schließen, dass zwei Objekte daran schuld sind: ein Planet von der Größe unseres Jupiters und – diesen umrundend – ein Mond von der Größe des Neptuns.

Auffällig: Messzeit bei Hubble

Um das zu verifizieren, wären weitere Beobachtungen gut, dachte Kipping: am besten mit dem – von Nasa und ESA betriebenen – Weltraumteleskop Hubble. Und er suchte um Messzeit ebendort an. Das bemerkte ein Kollege und schloss: Wenn Kipping, als Exomond-Jäger bekannt, an Hubble messen will, dann hat er wohl einen Mond in Visier . . .

Das twitterte er. Was ihm Kipping gar nicht vorwirft, wie er sagt. Dennoch war er unter Zugzwang, Kollegen und Journalisten riefen ihn schon an. Um weiteren Spekulationen vorzugreifen, entschloss er sich, schnell eine fertige Publikation über fünf Jahre Suche nach Exomonden mit den neuesten Daten (vorsichtig formuliert: „evidence for an exomoon candidate“) zu ergänzen und zu publizieren, noch bevor sie dem üblichen Peer-Review (der systematischen Kontrolle durch Fachkollegen) unterzogen ist. So findet sich diese nun in der elektronischen Zeitung der Physiker (*arXiv:1707.08563*), bereit für eine kritische Überprüfung durch Kollegen. Man wird sehen, ob auch dieser Mond wieder verdampft.

„13 Reasons Why“: Regt fiktiver Suizid realen an?

Medien. Nach der Ausstrahlung der Serie auf Netflix stieg das Interesse an Selbstmord im Internet stark.

VON JÜRGEN LANGENBACH

Die beste Stelle im „Werther“ sei „die, wo er den Hasenfuß erschießt“. So gallig urteilte Lichtenberg, aber nicht alle waren so robust und konnten solche Distanz zu Goethes Helden halten, viele identifizierten sich mit ihm, dem Autor selbst wurde mulmig: „So verwirrten sich meine Freunde daran, indem sie glaubten, man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln . . . und sich allenfalls selbst erschießen, und was hier im Anfang unter Wenigen vorging, ereignete sich nachher im großen Publikum.“

Ereignete es sich wirklich? Der Stadtrat von Leipzig sah „eine Empfehlung des Selbst Mordes“ und verbot das Buch (und das Tragen der „Werther-Tracht“), andere hegten Zweifel: „Alle Welt hat das Buch gelesen, und noch niemand sich erschossen“, soll ein Leipziger Jurist geäußert haben. Fest steht, dass reale Selbstmörder Nachahmer finden, vor allem wenn es Prominente sind, der US-Soziologe David Phillips hat es 1974 gezeigt und „Werther-Effekt“ genannt. Das war überzogen: Werther war ja eine fiktive Figur. Kann die auch solche Macht entfalten, kann sie es auch, wenn sie im Hier und Jetzt auf eine US-Highschool geht, „Hannah Baker“ heißt, Protagonistin der Netflix-Serie „13 Reasons Why“ („Tote Mädchen lügen nicht“) ist und ihrem Leben ein in qualvollen Details gezeigtes Ende bereitet?

Kurz darauf tauchen die 13 Gründe auf Videokassetten bei Mitschülern auf, die Hannah Baker zu ihrer Tat veranlasst haben, mit Umgangsformen vom Mobbing bis zur Vergewaltigung. Als die Serie in den USA am 31. März anlief, stieß sie auf höchst gespaltene Reaktionen: Manche lobten die realistische Darstellung des Alltags an einer Highschool, andere fürchteten das Gleiche wie einst der Stadtrat von Leipzig: In Neuseeland dürfen Jugendlichen die Serie nur mit Erziehungsberechtigten anschauen, an manchen Schulen in Kanada ist sie verboten.



Auf 13 von diesen Videokassetten wird die Vorgeschichte im Detail gezeigt, das Ende auch.

[Beth Dubber/Netflix]

Zu Recht? Es gibt keine Zahlen darüber, ob die Zahl der Selbstmorde stieg. Aber es gibt Zahlen darüber, dass die Beschäftigung mit dem Thema sich intensiviert: John Ayers (San Diego State University) hat ausgewertet, was vom 31. März bis zum 18. April auf Google Trends registriert wurde, dort wird Buch darüber geführt, wonach gesucht wird. (Auf den Zeitraum musste eingeschränkt werden, weil am 19. April ein US-Football-Star Suizid beging): Insgesamt tauchten Suchworte im Umfeld von „suicide“ 19 Prozent häufiger auf als in „normalen“ Zeiten – da kein Suizid die Öffentlichkeit beschäftigt –, die Suche ging nach beiden Richtungen: Über „suicide prevention“ wollten 23 Prozent mehr wissen, aber mit 26 Prozent interessierten sich mehr für „how to commit suicide“ (*JAMA International Medicine* 17. 7.).

„Schlimmste Befürchtungen bestätigt“

„Es ist zwar ermutigend, dass die Serie die Aufmerksamkeit für Suizidprävention erhöht hat“, schließt Ayers, „aber unsere Resultate bestätigen die schlimmsten Befürchtungen der Kritiker der Serie: Sie kann viele dazu angeregt haben, sich mit Selbstmordgedanken zu beschäftigen. Wir appellieren an Netflix, die Serie zurückzuziehen und zu überarbeiten und erst wieder zu veröffentlichen, wenn sie mit den Standards der Weltgesundheitsorganisation in Einklang ist.“ Die zielen auf die Medien – „Preventing suicide – A resource for media professionals“ –, sie raten zu niederstschwelliger Berichterstattung über reale Suizide, weder die Art des Todes noch der Ort sollten erwähnt werden, beide ziehen Nachahmer nach sich – etwa beim Sprung von der Golden Gate Bridge –, Fotos und Videos sollten nicht gezeigt, Abschiedsbriefe nicht publiziert werden.

Letzteres geht bei „13 Reasons Why“ natürlich nicht, es ist ja der Plot, aber die Forscher wollen Details hinausreklamieren. Zudem fordern sie, dass die nächste Staffel der Serie erst durch kleine Testläufe geht.

Die Operette lebt - zumindest in Langenlois

Lehárs „Lustige Witwe“ in Schloss Haindorf: unterhaltsam und auf hohem musikalischen Niveau.

VON JOSEF SCHMITT

Rudolf Freys Inszenierung der „Lustigen Witwe“ setzt auf Tempo und Witz, wirkt in den komödiantischen Partien durchaus frech, ohne auf die nötigen Emotionen zu vergessen. Schloss Haindorf gibt dafür die stimmige Kulisse ab, keine unnötigen Bühnenaufbauten stören die Bewegungslust des spielfreudigen Sängersensembles.

In stringenter Personenregie trifft Frey den Kern des Stücks: Die Demaskierung gesellschaftlicher Scheinheiligkeit geht mit jener der „geheimen“ Paarbeziehungen einher, deren Verwirrspiele die Regie mit durchaus voyeuristischer Lust aufzeigt: Hier Hanna und Danilo, eine durch und durch emanzipierte Frau und ein Lebenskünstler, da Valencienne, die ihr „Spiel mit der Liebe“ versteckt spielt, und ihr wahrhaft liebender Rossillon.

Ein sympathischer Graf Danilo

Ein gerüttelt Maß an Dekadenz ist ihnen allen eigen, doch differenziert Frey, unterstützt durch die raffinierten Kostüme Aleksandra Kicas, ihre Spielarten gekonnt. Cornelia Horak als Hanna ist eine selbstbewusste Witwe, die sich trotz ihrer „Lustigkeit“ gekonnt alle von ihrem Geld geblendeten Verehrer vom Leibe hält, um schließlich doch zu ihrem Danilo zurückzukehren. Im Trubel der sie umschwirrenden Männerwelt droht sie optisch manchmal fast unterzugehen. Vokal bleibt sie präsent: das ideale Gegenbild der typischen Operettendiva, also eine echte Primadonna. Hingegen gibt Erwin Belakowitsch den Grafen Danilo Danilo-witsch als köstliche Parodie eines Lebemanns, der im Grunde ein sympathischer Kerl ist. Er lässt seinem komödiantischen Talent freien Lauf, reüssiert auch mit seinem schön timbrierten Bariton.

Alexandra Frances Flood überzeugt als Valencienne stimmlich und tänzerisch, beherrscht das kokette Spiel mit Camille so souverän wie das spritzige Grisettenlied und Lehárs einschmeichelnde Melodiebögen im Duett mit dem souveränen Franz Gürtelschmid: Er meistert auch die hohen Cs dieser wegen ihrer Höhenlage gefürchteten Partie. Makellos setzt er seiner metallisch timbrierten Mittellage noch strahlende Spitzentöne auf. Als unglücklicher Liebhaber lässt er wohl auch die Frauenherzen im Publikum schneller schlagen.

Das Komikerduo mit Christian Wagner-Trenkowitz als Njegus und André Bauer als Baron Zeta agiert unterhaltsam, ohne zu outrieren. Das restliche Ensemble wirkt homogen und sichert dem Abend die rechte Fin-de-Siècle-Atmosphäre. Das Wiener Kammerorchester unter Leitung des Intendanten, Andreas Stoehr, musizierte auf hohem Niveau.

Wiederholungen: 4., 5., 6., 11. und 12. 8., 20.30 Uhr.

Hochmusikalischer Abschluss einer Weltmusik-Ära in Krems

Festival. Grandiose Konzerte von Donny McCaslin, Abdullah Ibrahim und Idris Ackamoor bei „Glatt und verkehrt“.

VON SAMIR H. KÖCK

„Blackstar“ hieß das letzte, so große wie unheimliche Album von David Bowie, Donny McCaslin hat es als Saxofonist entscheidend mitgeprägt. Für sein Konzert in der Kremser Sandgrube wählte er überraschend ein T-Shirt mit weißem Stern. Bis zu seiner Zusammenarbeit mit Bowie hatte sich das Leben des 51-jährigen ausschließlich um Jazz, Fusion und Latin gedreht. „Blackstar“ hat ihn in einen neuen Orbit katapultiert: Seither sucht er Aufregendes in Techno und Pop und erzählt es mit Jazz-Vokabular.

Sein Quartett startete mit einer dunklen Melodie namens „Yet“. Nach einem immerhin 20-minütigen Ausflug in die vergessenen geglaubten Pose des Rockjazz („Stadium Jazz“) wurde seine bittersüße Instrumentalversion von Bowies „Lazarus“ heftig beju-

belt. Die folgende, jüngst in einem japanischen Hotelzimmer entstandene Ballade entzückte noch mehr. Das wüst angelegte „Look Back In Anger“, ebenfalls von Bowie, verzierte er sogar mit ein wenig Gesang.

Auf McCaslins Nachdenklichkeiten folgte mit Ranky Tanky eine Kombo, die sich der Lebenslust verschrieben hat. Aus dem Südosten der USA stammend, huldigen sie der kreolischen Gullah-Kultur. Wiegenlieder, Spirituals und R&B mischten sich da sehr unterhaltend. Stolz verwiesen sie darauf, dass das von den Rolling Stones auf „Sticky Fingers“ gecoverte „You Gotta Move“ ihrer Kultur entstammt. Ihre Version war ehrbar, doch beseelte Balladen wie „Turtle Dove“ und „Oh Death“ bestachen mehr. Meist aber wurde das Tanzbein gelockt.

Das tat anderntags auch das Ekaya Ensemble des südafrikanischen Pianisten Ab-

dullah Ibrahim. Mit lustvoll zögerlichen, stets einer süßen Melodie zustrebenden Läufen eröffnete der 83-jährige zunächst solo. Dann kamen Flötist und Bassist, dann die mächtige Bläsersektion. Die Folklore Afrikas diente genauso als Fundgrube wie die lange Jazzhistorie. Vielleicht bringt diese Kunst deshalb so viel Glück im Hörer hervor, weil sie Fragen aufwirft, nicht tut, als wüsste sie die Antworten. Die sensibel verwobenen Motive führten geradewegs in meditative Zustände.

Entschieden martialischer gingen es Idris Ackamoor & The Pyramids an. Die legendäre Spiritual-Jazz-Formation, die in den frühen Siebzigerjahren drei epochale Alben verlegte und danach verschwand, ist vor wenigen Jahren wieder aufgetaucht. „We Be All Africans“, der Titel ihres aktuellen Albums, war auch Motto des Abends. Mit viel Liebe zur klinglichen Anarchie mischten sie Free

Jazz, Funk und Afrobeat. „I Am The Reincarnation“ hieß der epische Opener, dessen musikalische Statur an Sun Ra erinnerte. Neben Klassikern wie „Rhapsody In Berlin“ und „Warrior Dance“ bezirrte das farbenprächtige Ensemble auch mit zarten Balladen wie „An Angel Fell“.

20 Jahre Intendanz Jo Aichinger

Das wild rasselnde Finale mit „Ancient Funk“ war ein fettes Rufzeichen auf das überraschende und nicht wirklich begründbare Ende der zwanzigjährigen Intendanz von Jo Aichinger. Ihm wird der wenig charismatische Albert Hosp nachfolgen. Gewiss ein Mann von hoher Ernsthaftigkeit, bei dem sich freilich erst weisen muss, ob er die geistige Elastizität Aichingers entwickeln können wird. Für diesen gab es zum Abschied Sonnenblumen und Standing Ovationen.